

dtv

Eleni ist eine historische Figur. Sie lebte als Bäuerin in einem griechischen Bergdorf, in einer einfachen, aber fest gefügten Gemeinschaft, in der alles Handeln stets den Männern vorbehalten blieb. Verheiratet mit einem Mann, der es vorzog, in Amerika zu leben, versuchte sie in der vergifteten Atmosphäre des Bürgerkriegs (1946–1949) ihre vier Töchter und ihren Sohn Nicholas allein großzuziehen. Als ihre halbwüchsigen Töchter von den Partisanen zwangsrekrutiert werden sollen, sinnt sie auf Flucht. Tatsächlich gelingt es ihr, die Kinder in Sicherheit zu bringen, aber sie bezahlt dafür mit dem Leben. «Über drei Jahrzehnte später schrieb der Sohn der hingerichteten Eleni Gatzoyiannis, Nicholas Gage, die Leidensgeschichte seiner Mutter mit einer Genauigkeit nieder, die weh tut, sein Buch aber zu einem eindringlichen Dokument gegen den Krieg und menschliche Grausamkeit schlechthin macht. Das Buch «Eleni» ist nicht nur ein Epos über das Martyrium einer Mutter, die «starb, damit ich leben konnte» (Gage). Es wurde eine ungewöhnlich bewegende Schilderung des Schicksals eines abgelegenen Bergdorfes im griechischen Bürgerkrieg.» (Der Spiegel)

Nicholas Gage ist der Sohn Elenis. Er wurde 1939 als Nikola Gatzoyiannis in Lia/Nordgriechenland geboren und emigrierte 1949, nach dem Tod seiner Mutter, mit seinen Geschwistern nach Amerika. Er studierte in Boston und New York und wurde Chefreporter und Auslandskorrespondent der «New York Times». «Eleni» wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und erfolgreich verfilmt. Mit «Elenis Kinder» setzte Gage 1990 seinen Bericht fort.

Nicholas Gage

Eleni

Deutsch von Gisela Stege

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Zum Andenken an
Eleni Gatzoyiannis,
Alexandra Gatzoyiannis,
Vasili Nikon,
Spiro Michopoulos und
Andreas Michopoulos*

Ungekürzte Ausgabe

April 1987

17. Auflage Juni 2007

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

www.dtv.de

© 1983 Nicholas Gage

Titel der Originalausgabe: «Eleni»

© 2005 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

© 1984 für die deutsche Übersetzung:

Scherz Verlag, Bern/Mit freundlicher Genehmigung der

S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Bildarchiv Scherz Verlag AG

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-10733-4

In eigener Sache

Meine Mutter gehörte zu den 600 000 Griechen, die in dem Krieg, der von 1940 bis 1949 das Land verheerte, den Tod fanden. Wie zahlreiche andere Opfer mußte sie sterben, weil ihr Haus zufällig am Weg der feindlichen Armeen lag, hätte jedoch überleben können, wenn sie den Truppen, die in ihr Dorf eindrangen, nicht Widerstand geleistet hätte, um ihre fünf Kinder zu retten.

Ich war ihr Lieblingskind und der Angelpunkt ihres Lebens; sie liebte mich mit jener Intensität, die eine griechische Bäuerin nur ihrem einzigen Sohn entgegenbringt. Niemand bezweifelte, daß sie starb, damit ich leben konnte.

Im Jahre 1980 war ich einundvierzig Jahre alt, im selben Alter wie meine Mutter, als sie getötet wurde. Mein Sohn war neun, genau wie ich an dem Tag, an dem ich von ihrem Tod erfuhr. Meine älteste Tochter, gerade dem Babyalter entwachsen, wurde meiner Mutter mit jedem Tag ähnlicher. Während ich meine Kinder heranwachsen sah, lernte ich eine Lektion, die es mir leichter machte, mich dem Schicksal meiner Mutter zu stellen.

In meiner Jugend war ich fest überzeugt, sie habe ein Leben in tiefstem Elend geführt, denn während des letzten Jahrzehnts ihres Lebens hatte sie Tag für Tag hart kämpfen müssen, um uns Kinder trotz Krieg und Hungersnot und ohne fremde Hilfe durchbringen zu können. Doch als ich dann meine eigenen Kinder beobachtete, wurde mir klar, daß auch meine Mutter zu ihren Lebzeiten mit Freude und Lachen belohnt worden sein mußte. Dieses Bewußtsein machte es mir leichter, die Tatsachen zu akzeptieren, die ich später in Erfahrung bringen sollte.

Ich beschloß, meinen Job bei der New York Times aufzugeben,

um mich ausschließlich der Erforschung des Schicksals meiner Mutter zu widmen.

In diesem Buch habe ich die Welt, in der meine Mutter Eleni lebte und starb, zu rekonstruieren versucht – nicht nur nach meinen Erinnerungen und denen meiner Schwestern, sondern außerdem nach den Erinnerungen zahlreicher Menschen, die heute in mehr als einem Dutzend Ländern verstreut leben. Namen, Orte und Daten sind echt. Jedes in diesem Buch berichtete Ereignis, das ich nicht persönlich miterlebt habe, wurde mir von mindestens zwei Personen geschildert, die ich unabhängig voneinander befragte.

Einige dieser befragten Personen verfügen über ein bemerkenswertes Gedächtnis und waren in der Lage, nicht nur die Ereignisse, sondern auch in allen Einzelheiten zu schildern, wie die Beteiligten gekleidet waren, wie sie sich bewegten und wie sie sprachen. In anderen Fällen dagegen konnte ich mich nur auf Gesprächssetzen stützen und folgte dem Beispiel des Thukydides: «Ich legte jedem Sprecher die dem Anlaß entsprechenden Empfindungen in den Mund, so ausgedrückt, wie er sich meiner Meinung nach ausdrücken würde.»

Um den Personen des Buches Leben zu verleihen, habe ich bisweilen ihre Gedanken und Gefühle beschrieben. Elenis Gedanken sowie die Gedanken anderer Verstorbener habe ich von Äußerungen überlebenden Verwandten und Freunden gegenüber abgeleitet, die diese an mich weitergaben. In den ganz wenigen Fällen, in denen mir überhaupt keine Informationen zur Verfügung standen – etwa über das Letzte, was Eleni vor ihrer Hinrichtung sah –, habe ich mich persönlich an den tatsächlichen Schauplatz begeben und versucht, mich an ihre Stelle zu versetzen.

Bei diesen wohl schwierigsten und bedeutungsschwersten Ermittlungen meines Lebens – dem eigentlichen Anlaß dafür, daß ich Journalist geworden bin – setzte ich alles ein, was ich im Lauf meiner zwanzigjährigen Tätigkeit als Ermittlungsreporter gelernt und vervollkommen habe. Aus den Aussagen alter Bauern und Bäuerinnen, ehemaliger kommunistischer, nationalistischer und britischer Offiziere, Verwandter, Freunde und Feinde, aus den endlosen Übertragungen von Interviews und aus den vergilbten Dokumenten in meinen Akten habe ich zu meiner eigenen Genugtuung das wahre Bild des Menschen gezeichnet, der Eleni Gatzoyiannis war, und jener Welt, die ihr Leben ausmachte und ihr den Tod brachte.

Meine Mutter war kaum zur Schule gegangen; mit elf Jahren

begann sie, wie jedes andere Dorf­mäd­chen auch, das Kopftuch zu tragen und wagte von diesem Augenblick an bis zu dem Tag, an dem sie einem ihr unbekann­ten Ehemann übergeben wurde, nie mehr, mit einem Mann zu sprechen. Die poli­ti­schen Ereig­nisse, die ihre Welt wäh­rend ihres letz­ten Lebens­jahr­zehnts zer­stör­ten, waren ihr un­ver­ständlich. Sie war nie weiter ge­kom­men als bis zur Pro­vinz­haupt­stadt. Ihr Ehemann lebte eine halbe Welt ent­fernt von ihr in einem Land, nach dem sie sich zwar sehnte, von dem sie aber nichts weiter wußte, ob­wohl sie ihrer Ehe wegen mit der Be­zeich­nung «Amerikana» sowie sämtlichen Vorurteilen ge­brand­markt worden war.

Die Welt meiner Mutter wurde beherrscht von Magie, Aberglauben, Geistern und Teufeln, die man durch geweihtes Öl oder Talismane herbeirief oder beschwichtigte, die aber alle zusammen sie selbst und ihre Kinder nicht vor dem Krieg zu bewahren vermochten, der ihre heimatlichen Berge heimsuchte. Als sie sah, daß es nicht ausreichte, nach den strengen Dorfbräuchen zu leben, als sie vor die Wahl gestellt wurde, entweder ihre Kinder zu verlieren oder ihr Leben, entdeckte sie in sich eine Kraft, mit der, wie ich genau weiß, nur wenige Menschen begnadet sind.

Bevor ich meine Suche beendete, mußte ich meine Mutter finden, mußte ich sie mit den Augen eines Erwachsenen sehen und ihre geheimsten Gedanken über die Welt erforschen, in der sie gefangen war. Das mußte ich tun, um zu ergründen, wie ich in ihrem Sinn mit ihren Mördern verfahren sollte.

Ich ging zurück nach Lia, um die Ursprünge unserer Familie, die Wurzeln meiner Kindheit aufzuspüren und die Welt, die mich zu dem machte, was ich bin, neu zu entdecken. Statt unseres Hauses fand ich eine Ruine, von Efeu überwuchert, nur noch von Eidechsen bewohnt; Dach und Fußboden waren in den Keller gestürzt. Die niedrige Steinmauer, die das Grundstück begrenzte, war verschwunden, und die verbliebenen Mauern des Hauses starrten mit leeren Augenhöhlen auf das Monster – einen Bulldozer –, das, gefährlich dicht bei dem einsamen Maulbeerbaum, der unser Wahrzeichen gewesen war, einen dicken Brocken des roten Bodens verschlang.

Der Maulbeerbaum mitsamt den schönen Erinnerungen, die an seine Zweige geknüpft waren, bewies mir, daß meine Suche mir ebensoviel Freude wie Leid verursachen würde. Dies war das Haus, in dem Eleni Gatzoyiannis gelitten hatte und gestorben war, aber es war auch das Haus, das sie als neunzehnjährige Braut betreten hatte,

in dem meine Schwestern und ich geboren worden waren, in dem wir gespielt und gestritten hatten. Auch die Terrasse existierte noch, auf der meine Mutter an warmen Abenden mit ihrer handbetriebenen Nähmaschine gesessen, die kühle Brise genossen und gelegentlich von ihrer Arbeit aufgeblickt hatte, um ins Tal hinabzuschauen, das sich vor ihren Augen erstreckte. Gewiß, wir litten Hunger dort; aber wir waren auch glücklich, und unsere Erinnerungen würden das Haus überdauern. «Wir haben Brot und Salz zusammen gegessen», pflegen die Griechen zu sagen und meinen damit, daß wir die elementarste Nahrung miteinander geteilt, dieselbe Not gelitten, dieselben Freuden erlebt haben, und daß nichts jemals das Band zerreißen kann, das uns verbindet, nicht einmal der Tod.

Ich würde dieses Haus, Stein um Stein, in Gedanken wiederaufbauen müssen, bevor ich vor die Mörder meiner Mutter zu treten vermochte. Ich würde ihr verschwundenes Dorf wiedererstehen lassen müssen – eine geheimnisvolle Welt, die heute genauso verblaßt ist wie ein mittelalterlicher Gobelin, auf dem nur hier und da noch ein Arm, ein Gesicht zu erkennen ist. Und erst wenn ich es – aus den Erinnerungen vieler verschiedener Zeugen – neu erschaffen hätte, würde ich ans Ende der Suche nach meiner Mutter gekommen sein. Würde ich begreifen, was sie mir hatte mitteilen wollen, als sie zum letztenmal unser Tor durchschritt, um ihrem Tod entgegenzugehen.

Die Zeugen des Schicksals meiner Mutter waren eine Generation Blätter, vom Wind des Krieges in die ganze Welt verweht: nach Kanada, in die Vereinigten Staaten, nach England, Ungarn, Polen, in die Tschechoslowakei und in die hintersten Winkel Griechenlands. Sie alle würde ich aufspüren und meine ganze Berufserfahrung aufbieten müssen, um ihnen die Wahrheit zu entlocken.

Im Laufe der Reise sollte ich aber nicht nur meine Mutter finden, sondern ebenso sehr mich selbst. Beim Rekonstruieren ihres letzten Lebensjahrzehnts sollte ich erfahren, wie sehr ich durch jene längst vergangene Welt geprägt worden war. Was immer ich den Mördern meiner Mutter meiner Ansicht nach antun mußte – die Antwort lag irgendwo in den Ruinen meines Elternhauses und meiner Kindheit vergraben. Meine Suche mußte mit dem Aufspüren einer Toten und des Kindes beginnen, das diese Berge vor über drei Jahrzehnten verlassen hatte. Die Geschichte nicht nur des Todes meiner Mutter mußte ich finden, sondern genauso die ihres Lebens.

Und dazu mußte ich bis in den Herbst 1940 zurückkehren.

I

Im Sommer 1940 wohnte Eleni Gatzoyiannis in ihrem Heimatdorf Lia der Exhumierung ihrer Schwiegermutter Fotini Gatzoyiannis bei.

Nahezu zehn Jahre lang hatte Eleni mit Fotini zusammengelebt, von dem Tag an, da sie als neunzehnjährige Braut von Fotinis fünftem Sohn Christos ins Haus der Älteren gebracht worden war. Sie hatte die Hand ihrer Schwiegermutter gehalten, als diese erschöpft vom Leben und der Geburt ihrer neun Kinder, mit vierundachtzig Jahren starb. Fünf Jahre waren seit Fotinis Tod vergangen, und es würde nicht leicht sein zu sehen, wie ihre Knochen aus der Erde gehoben, gewaschen und im Ossarium der Kirche verwahrt wurden; in Griechenland jedoch gab es selbst in einem Gebirgsdorf mit nur 787 Einwohnern zu wenige Grabstellen, und diese wenigen durften höchstens vorübergehend belegt werden.

Als Eleni ihre Kinder auf den Friedhof im Schatten der riesigen Zypressen hinter der St.-Demetrios-Kirche führte, waren die Klageweiber schon eingetroffen und hockten da wie ein Schwarm schwarzer Krähen. Bald würden sie sich die Kleider zerreißen, sich Erde aufs Haupt streuen und Fotinis Leben zu Trauergesängen verarbeiten, die auch einem Heiden die Haare zu Berge stehen lassen würden.

Vater Zisis, in schwarzem Talar und mit flachem Hut, gesellte sich zu den Klageweibern und schlug das Kreuz. Eleni griff zur Schaufel, denn die Pflicht, den Leichnam auszugraben, fiel den nächsten Verwandten zu. Foto Gatzoyiannis, ihr Schwager, tat es ihr nach. Er war der einzige von Fotinis Kindern, das nicht verstorben war oder zu weit entfernt lebte, um diesem Ereignis beizuwohnen.

Ihren kleinen Sohn Nikola reichte Eleni so lange ihrer ältesten

Tochter, der zwölfjährigen Olga, die ihn sich, eindeutig gelangweilt von der Zeremonie, auf die Hüfte setzte. Alexandra, acht Jahre alt und vom ganzen Dorf nur «Kanta» gerufen, hatte sich überhaupt geweigert, mitzukommen. Kanta war ein nervöses, abergläubisches Kind, das sich beim ersten Läuten der Totenglocke jedesmal im Toilettenhäuschen versteckte und sich mit beiden Händen die Ohren zuhielt. Der Anblick eines Leichnams würde bewirken, daß sie noch wochenlang im Schlaf aufschrie.

Glykeria dagegen, dick, blond und sechsjährig, war das genaue Gegenteil und drängte sich sogar nach vorn, um möglichst als erste einen Blick auf das Skelett ihrer Großmutter zu werfen. Ob es sich um eine Hochzeit handelte, eine Beerdigung, die Vorstellung einer reisenden Schattenspieltruppe oder die Paarung des familieneigenen Widders mit dem Mutterschaf des Nachbarn – Glykeria mit ihrem schalkhaften Blick und dem hellen Engelshaar war unweigerlich in der ersten Reihe zu finden. In ihrer Aufregung hatte sie ganz vergessen, sich um ihre kleine, zweijährige Schwester Fotini zu kümmern, die verlassen auf einem nahen Grabhügel saß und das Gesicht zu einer Grimasse des Jammers verzog.

Die Hinterbliebenen begannen zu graben, die Klageweiber erhoben ihre schrillen Stimmen und steigerten sich zu immer eifrigeren Intonationen von Dichtung und Trauer.

Nun begann Eleni zu graben, und bald darauf sah man das schwarze Leichentuch, in das Fotinis Leichnam eingewickelt war. Die letzten Erdreste beseitigte sie mit den Händen.

Die Klageweiber hielten den Atem an. Zuweilen war der Leichnam noch nicht ganz verwest, und das bedeutete, daß seine Seele noch keinen Frieden gefunden hatte, sondern als Vampir, als *vrykolakas*, umherirrte. Das würde einen Exorzismus durch den Priester erfordern, während die sterblichen Reste dreimal um die Kirche getragen und anschließend für einige weitere Jahre in die Erde zurückgesenkt wurden.

Bei Fotini war jedoch alles in Ordnung. Ein scharfer, mooriger Geruch nach Moder entströmte dem Grab, als das schwarze Leichentuch geöffnet wurde. Und wie es so oft geschah, lagen die eingefallenen Züge sekundenlang so perfekt da wie im Leben, bevor sie zu Staub zerfielen. Die Stimme des Priesters erhob sich zum *trisagion*, dem dreifach heiligen Lobgesang: «Heiliger Gott, heiliger Allmächtiger, heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser.» Das Skelett lag auf

dem Rücken, die Arme über der Ikone gekreuzt, das goldene Kreuz auf dem Brustbein, die Münzen, mit denen die Reise zum Hades bezahlt werden sollte, längst tief in die Augenhöhlen gefallen. Jetzt betteten die Frauen die Knochen in ein Kupfergefäß, in dem sie gewaschen und mit Rotwein besprenget und somit vorbereitet wurden auf die Beisetzung in einer kleinen, etwa fünfzig Quadratzentimeter großen Holzkiste, auf deren Seite in primitiven Buchstaben geschrieben stand: «Fotini Nik. Gatzoyiannis, 1851-1935».

Nachdem die Knochen von Erde und letzten Fleischresten befreit und in die Kiste gepackt worden waren, wurde der Schädel wie ein Kelch umgedreht und das Schädeldach mit Rotwein gefüllt. Dieser Pokal ging nun von Hand zu Hand, damit jeder, der das wollte, daraus trinken und dadurch jeglichen Fluch auslöschten konnte, mit dem Fotini ihn etwa zu Lebzeiten belegt hatte.

Foto, mit martialischem Schnauzbart und beherzt wie immer, hielt den Schädel seiner Mutter einen Moment in der Hand, um dann in vollen Zügen daraus zu trinken. Er war ihr Sorgenkind gewesen und hatte, als Mörder verurteilt, als schlechter Vater für seine zehn Kinder, notorischer Abenteurer und Aufschneider, jetzt guten Grund, kräftig zu trinken, weil sie möglicherweise gestorben war, ohne den Fluch zu lösen, den sie vielleicht über ihn verhängt hatte. Alexo, Fotos hochgewachsene zweite Frau mit dem offenen Gesicht, trank nach ihm pflichtbewußt ebenfalls. Während der Schädel die Runde machte, stiegen die Gesänge der Klageweiber in immer schrillere Höhen.

Eleni hörte sie kaum. Sie dachte an das runde, von Lachfalten gezeichnete Gesicht ihrer Schwiegermutter, einer ungebildeten, breit-hüftigen Bauersfrau, von der nie eine Klage zu hören gewesen war, obwohl das Schicksal ihr viel Leid beschert hatte: den Tod von vier ihrer neun Kinder noch vor dem Erreichen des Erwachsenenalters, Plünderungen und Brandschatzungen durch die Türken, nagenden Hunger und Todesfälle, so plötzlich wie Sommergewitter. Ihre schöne Tochter Vasiliki hatte im Alter von sechzehn Jahren der Böse Blick geholt. Konstantin, ihr vierter Sohn, war taubstumm. Ihr Ehemann Nikola, ein Kesselflicker, starb an Lungenentzündung und ließ sie als Witwe zurück, schwanger mit einem kleinen Mädchen, das starb, bevor es getauft werden konnte.

Fünf Söhne jedoch hatte Fotini großziehen können, fünf Söhne, die nach dem Tod ihres Mannes die Familie ernähren halfen. Chri-

stos, ihr Liebling, verließ das Dorf, den Fez der türkischen Eroberer auf dem Kopf, mit siebzehn Jahren, um nach dem goldenen Land Amerika zu suchen. Vierzehn Jahre darauf kehrte er in die Heimat zurück: ein kahlköpfiger, reicher Fremder in Strohhut und Nadelstreifenanzug – so sehr verändert, daß Fotini ihn erst erkannte, als er den Kopf neigte, um ihr die Narbe zu zeigen, die von einem Sturz aus dem Walnußbaum stammte.

Die Ankunft eines so begehrten Junggesellen – einunddreißig Jahre alt, prächtig gekleidet, Besitzer eines blühenden Handels in Amerika – versetzte die einheimischen Heiratsvermittler in hektische Geschäftigkeit. Die Familie drängte Christos, sich vor seiner Rückkehr in die Neue Welt unter den Mädchen des Dorfes eine Frau auszusuchen. Diejenige, die ihm von seinen Verwandten am häufigsten empfohlen wurde, war Eleni Haidis, siebzehn, Tochter des wohlhabendsten Müllers von Lia. Den Schilderungen nach besaß sie einen makellosen Charakter, die Klugheit ihres gewitzten Vaters sowie das sanfte Wesen ihrer Mutter. Und so schön sei sie, vermehrte Christos' älterer Bruder Foto, daß die Dörfler, die sie beobachteten, wenn sie zur Mühle ihres Vaters ging, heimlich beteten: «Lieber Gott, schenk mir zwei Augen mehr!»

Als Christos zur Kirche ging, nahm er den Weg, der am Grundstück des Müllers vorüberführte, und sah Eleni im Garten arbeiten. Wie er sich erinnert, kam es ihm vor, als strahlten ihr goldbraunes Haar und ihre glutroten Wangen den Sonnenschein aus, doch er behauptet, es seien ihr sittsames Verhalten und ihr züchtig gesenkter Blick gewesen, die ihm sofort an ihr gefallen hätten.

Kitso Haidis war nicht der Vater, der seiner Tochter etwas anvertraut hätte, doch als Foto Gatzoyiannis kam, ahnte das junge Mädchen, was in der Luft lag. Sie hatte Christos Gatzoyiannis in seiner fremdartigen Kleidung zur Kirche gehen sehen. Er war nicht gutaussehend, und er war vierzehn Jahre älter als sie; im Gegensatz zu ihrem tyrannischen Vater jedoch, dessen Haus sie nur als Braut verlassen durfte, stand dieser Mann mit den weichen, weißen Händen und den feinen Manieren in dem Ruf, freundlich und großzügig zu sein.

Natürlich fragte ihr Vater sie weder, welche Eigenschaften sie gern an ihrem zukünftigen Ehemann sähe, noch sprach Eleni ein einziges Wort mit Christos; dennoch war sie nicht unglücklich, als er eines Tages ins Haus kam und der Vater ihr befahl, den üblichen Kaffee zu servieren. Mit keinem Blick streifte sie das Gesicht des Fremden, als

dieser die Tasse nahm, an deren Stelle eine amerikanische Zwanzig-Dollar-Note auf ihr Tablett legte und sagte: «Das ist für dich.» Ihr Schicksal war entschieden, das wußte sie.

Nachdem die Verlobung mit Essen, Wein und einer Salve von in den Himmel emporgeschoßenen Schüssen zur Benachrichtigung der Nachbarn gefeiert worden war, durfte Eleni sich mit ihrem Verlobten unterhalten, wenn sie mit ihren Eltern zur Kirche ging. Christos stolzierte in seiner Kreissäge und der gestärkten weißen, in der Sonne leuchtenden Hemdbluse neben ihr her und teilte ihr mit, wenn er in einem Jahr oder so nach Lia zurückkehre, werde er die prächtigste Hochzeit finanzieren, die das Dorf jemals gesehen habe. Er werde Stoff aus Amerika mitbringen und beim besten Schneider der ganzen Umgebung die Hochzeitskleider bestellen. Eleni blieb wortkarg; sie wußte nicht recht, was sie mit einem so welterfahrenen Mann reden sollte, liebte es aber, seinen Erzählungen von den Wundern der Welt hinter den Bergen zu lauschen. Er wirkte so anders als die groben, sonnenverbrannten Dorfjungen! Und als Christos wieder abgereist war, sagte Eleni sich, während sie letzte Hand an ihre Aussteuer legte, welch ein unglaubliches Glück sie doch mit ihrem vom Vater gewählten zukünftigen Ehemann gehabt habe.

Getreu seinem Versprechen kehrte Christos im November 1926 zurück, und am letzten Tag vor dem Martinsfasten wurden in der St.-Demetrios-Kirche die beiden Hochzeitskronen getauscht.

Noch vor der Hochzeit erklärte Eleni Christos unter Tränen, sie könne nicht mit ihm nach Amerika gehen. Ihre Mutter, die sie stets vor der Wut ihres Vaters zu schützen versucht hatte, behauptete steif und fest, an dem Tag, an dem Eleni das Dorf verlasse, werde sie Selbstmord begehen. Christos war zwar enttäuscht, doch weder ärgerlich noch überrascht. Blutbande waren in der Dorfgemeinschaft stärker als alles andere, das wußte er. Jede Frau wurde fast ebensowohl an ihrem Pflichtbewußtsein den alten Eltern gegenüber gemessen wie an der Fürsorge für ihre Kinder. Elenis Eltern hatten keinen männlichen Erben, und Nitsa, ihre ältere Schwester, hatte nicht nur in eine arme Familie eingeheiratet, sondern schien auch keine Enkel produzieren zu können. So fiel nach ihrer glanzvollen Hochzeit Eleni die Aufgabe zu, für das Wohlergehen der Eltern zu sorgen.

Christos beschloß, mindestens ein Jahr lang im Dorf zu bleiben und die junge Frau sicher im Haushalt seiner Mutter zu etablieren, bevor er nach Amerika zurückkehrte. Es war nicht ungewöhnlich in

diesen Bergdörfern, daß Mann und Frau einen großen Teil des Ehelebens getrennt verbrachten. Die Mehrzahl der Männer von Lia waren umherziehende Kesselflicker und Böttcher, die den größten Teil des Jahres fern der Heimat waren und es den Frauen überließen, die Felder zu bestellen, die Kinder großzuziehen, sich um beider Eltern zu kümmern und überhaupt für alles zu sorgen, bis ihre Ehemänner zu einer wohlverdienten Erholungspause heimkehrten, die sie damit verbrachten, in den *cafenions*, den Kaffeehäusern, Geschichten auszutauschen. Die griechischen Emigranten, die sich in fremden Ländern niedergelassen hatten und ihre Familien mit regelmäßigen Schecks unterstützten, hatten die traditionelle Zeit der Abwesenheit eben nur weiter ausgedehnt. Christos war froh, daß Eleni sich sowohl um seine Mutter als auch um ihre eigenen Eltern kümmern konnte.

Er brachte seine Frau zu Fotini in deren Zweizimmerhaus und ließ aus Konitsa, einen Tagesmarsch in nordöstlicher Richtung entfernt, Arbeiter kommen, die zwei zusätzliche Zimmer anbauen sollten, damit es zum größten Haus von ganz Lia würde. Bevor Christos im Jahre 1928 nach Amerika abreiste, brachte Eleni ein Mädchen zur Welt. Aus zwei weiteren ausgedehnten Heimatbesuchen im Laufe der folgenden zehn Jahre entstanden dann noch vier weitere Kinder.

Nun, da ihre Schwiegermutter tot war, lebte Eleni allein mit den Kindern von den Schecks, die sie allmonatlich von ihrem Mann bekam. Wenn diese Rettungsleine einmal abreißen, ihr Mann im Goldland untertauchen und seine griechische Familie vergessen sollte, wie es zuweilen geschah, würden ihre vier Töchter zu Bettlerinnen ohne jede Aussicht auf eine Aussteuer werden und Nikola, ihr Sohn, niemals das Antlitz des Vaters sehen.

Bei dem Gedanken an Nikola füllten sich Elenis Augen mit Tränen. So oft hatten Fotini und sie um einen Sohn gebetet. Tagtäglich hatten sie Kerzen angezündet, bei Christos' Besuchen aus Amerika Knoblauch unters Kopfkissen gelegt, bei Hexen Zauberwasser gekauft und einen bitteren Tee damit gebraut. Aus jedem Besuch entstand jedoch immer nur wieder ein weiteres Mädchen. Die Dörfler begannen Eleni zu verspotten; von ihrer Schwiegermutter jedoch hörte sie nie einen Vorwurf: Fotini nahm jedes der Mädchen liebevoll auf den Arm und sang ihm von Brautschleiern, Aussteuertruhen und goldenen Ringen vor. Die Dorfbewohner tuschelten, Eleni könne nur Mädchen machen, Fotini dagegen erklärte ihr tröstend, das sei der

Ausgleich des lieben Gottes für ihre eigenen Töchter, die alle drei gestorben waren. Diese Enkelinnen, Olga, Kanta und Glykeria, würden der Trost ihres Lebens sein, behauptete Fotini. Mit Eleni zusammen wachte sie, wenn die Kinder Krupp und Keuchhusten bekamen, und rieb ihnen, wenn sie beim Zahnen Schmerzen hatten, die Kiefer mit selbstgebranntem *tsipouro* ein.

Die alte und die junge Frau waren einander durch die gemeinsam überstandenen Krisen eng verbunden, und Eleni bedauerte es zutiefst, daß Fotini das vierte Mädchen, das ihren Namen trug, und auch den Jungen nicht mehr erlebt hatte, der ihr schließlich in Erhöhung ihrer Gebete geschenkt worden war.

Man reichte Eleni den Schädel mit dem Rest des Weines. Heute abend würde er zur Linken des St.-Demetrios-Altars ruhen und morgen ins Ossarium unter der Kirche gebracht werden, wo die Knochen der Dorfbewohner aus über zweihundert Jahren die Wände säumten.

Eleni kam täglich an der St.-Demetrios-Kirche vorbei und trat gewöhnlich ein, um eine Kerze anzuzünden. Den unterirdischen Raum, wo die Wand der Knochen – die älteren gestapelt wie Feuerholz – im Dunkeln bleichgelb phosphoreszierend erglomm, hatte sie schon oft gesehen. Der Ort flößte ihr keine Angst mehr ein: Er war ein natürlicher Epilog. Sie fühlte sich geborgen inmitten dieser Hunderte von Schädeln, die hier, von Liebe, Leid, Torheit und Weisheit befreit, des Jüngsten Tages harrten.

Einen Moment lang hielt Eleni den Schädel in beiden Händen, spürte, wie hart er war und wie leicht, und beschloß, nicht zu trinken. Sie brauchte nicht zu befürchten, daß Fotini einen Fluch über sie verhängt hatte. Diese Frau hatte ihr ausschließlich Gutes hinterlassen, vor allem anderen aber das Vorbild ihres eigenen Lebens.

Drei Tage nach der Zeremonie war der Sommer vorbei, und grauer Regen trommelte auf das Schieferdach von Elenis Haus im höchsten Teil von Lia, dem Perivoli, das heißt Obstgarten.

Der Perivoli lag nahe der unteren Spitze eines Dreiecks grüner Vegetation, das sich die Senke zwischen zwei kahlen Granitgipfeln des Murgana-Gebirges hinabzog und durch eine tiefe Schlucht geteilt war. An die beiden Ränder dieser Schlucht klammerten sich ängstlich die 150 primitiven Steinhütten von Lia. Der Dorfteil Perivoli lag auf dem Westrand, während die Häuser der Ostseite rings um den

Dorfplatz mit seiner riesigen Plantane, die Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit und das Schulhaus das Mitteldorf bildeten. Dort, wo das Gelände sich ein wenig sanfter den Vorbergen zuneigte, umgaben die Häuser des Unterdorfes die uralte Kirche zur Heiligen Jungfrau. Weiter unten ging das fruchtbare Dreieck mit seinen Steineichen, Krüppelkiefern und dem niedrigen Gestrüpp in die flachen Hügel der Vorberge über, stieg dann nach fünfzehn Kilometern wieder an, um gegen den anderen Rand des Beckens zwischen den Bergen zu branden, die das Universum der Dörfler begrenzten: ein weiter Ring, völlig geschlossen, mit zerklüfteten Berggipfeln im Süden, die wahre Schlagsahneschlösser von Kumuluswolken durchstießen, und dichtem Dunst, der tief unten vom Talboden heraufstieg.

Es war eine einsame, herrliche Welt, die jeder Dorfbewohner von seinen Fenstern aus sah, eine ständige Mahnung an die unüberwindliche Macht der Natur und die Bedeutungslosigkeit der Menschen. In seinem Rücken türmte sich das Murgana-Gebirge, dessen Kamm die albanische Grenze bildete und den Blick auf den nördlichen Horizont versperrte. Genau in der Mitte dieses Gebirgszugs lag Lia, dicht an den Fuß zweier Wache haltender Gipfel gekauert: den Propheten Elias, so genannt nach der winzigen Kapelle auf seiner Spitze, und einen stumpfen Kegelberg namens Kastro, mit einer zerfallenden Akropolis, der Festung jener hellenistischen Gemeinde, die dreihundert Jahre vor Christus hier gelebt hatte. Östlich und westlich von Lia lagen, in die Falten des Gebirgszuges geschmiegt und vom Dorf aus nicht zu sehen, zehn weitere Dörfer entlang der Baumgrenze, die nicht mal durch eine Straße mit der Außenwelt verbunden waren. Fern im Süden, hinter der Senke mit den Vorbergen, erhob sich massig wie die grauen Rücken tauchender Wale eine Reihe weiterer Berge: Der Doppelgipfel des Velouna im Osten, so genannt, weil er dem Bogen eines Bogenschützen ähnelte, senkte sich zum dunklen Kamm des Großen Bergrückens, der in den glatten, buschbewachsenen Buckel des Plokista und den gekrümmten Rücken des Taverra auslief. Den Abschluß des Beckenrandes bildeten im Westen kleinere Berge, hinter denen die Sonne in den fernen Tiefen Albaniens verschwand. Die Landschaft, in der die Bewohner von Lia ihr Leben verbrachten wie Spinnen, die sich an eine Wand klammern, prägte sie auf eine Art, die die Bewohner des Flachlandes niemals begreifen lernen. Hier schien die Menschheit ein nachträglicher Einfall der Götter zu sein, die diese Berge geschaffen hatten. Das tägliche Leben

der Bergbauern wurde völlig vom unerbittlichen Kreis der Jahreszeiten, von Regen und Schnee, Sonne und Dunkelheit beherrscht, und die Menschen kannten nur ein einziges Ziel: den steinigten Berghängen Nahrung abzuringen, breite Stufenterrassen anzulegen, auf denen sie den Boden bebauen konnten.

Von der Außenwelt abgeschnitten und durch die Notwendigkeit des Überlebens aufeinander angewiesen, kannten die Bewohner der Murgana-Dörfer kein Privatleben. Von jedem Haus sah man in das darunterliegende hinein. Stimmen trugen meilenweit in der dünnen Luft, und auf welchen Gebirgspfaden sie auch gingen, fühlten sie sich von oben, von unten oder von einer gegenüberliegenden Felsklippe aus beobachtet. Trotz der Ausdehnung ihres Universums unter dem hohen Himmel wußten die Dorfbewohner, daß alles, was sie taten, beobachtet und belauscht wurde.

Diese Berge haben schon immer strenge, asketische Menschen hervorgebracht, fern vom Reichtum der Meere und dem gemäßigten Klima der Ebenen, so abgeschieden, daß seit Jahrhunderten keine Fremden ihr dorisches Blut verdünnt, ihre helle Haut und die klassischen Züge verfälscht hatten. Die isolierte Lage und die grausame Härte der Landschaft, vor allem im Winter, machte die Bergbauern jähzornig und trieb sie zuweilen in den Wahnsinn; doch jene, denen es gelang, diesen Bergen zu entfliehen, würden keinen anderen Ort der Welt je wieder so schön finden.

Am 28. Oktober 1940 hatte der strömende Regen die meisten Bewohner von Lia ins Haus getrieben. In der Küche der Gatzoyiannis kämmt die achtjährige Kanta dicht beim Herdfeuer Glykerias maisgelbes Haar nach Läusen durch und flocht es zu zwei langen Zöpfen. Olga saß über ein Hemd gebeugt, das sie für ihre Aussteuer bestickte, und die zweijährige Fotini, die laut weinte, ließ sich mit einer Puppe trösten, die Eleni aus den Blättern des Judasbaums anfertigte. Nikola lag schlafend in seiner geschnitzten Holzwiege.

Das Prasseln des Regens wurde von krachendem Donnerrollen übertönt, das Glykerias unablässiges Jammern jäh unterbrach und alle zusammen aufblicken ließ. Eleni trat auf die Steinplattenterrasse hinaus, von der aus man bis ins Tal sehen konnte. Im Süden, in Richtung Povla, sechs Kilometer entfernt, entdeckte sie rote Lichtblitze am Horizont.

Plötzlich drang von unten, von Lambrini Fafoutis Haus, ein Schrei

herauf. Ihre Tochter hatte gerade geheiratet, aber der Bräutigam war inmitten von Gerüchten über einen Krieg mit Italien zum Militär eingezogen worden. Lambrini kam mit flatterndem schwarzem Schal und schief gerutschtem Kopftuch durch den Regen gelaufen und schrie: «Mein tapferer kleiner Tsavo! Das sind seine Kanonen! Er schießt auf die Italiener! Es ist Krieg!»

Eleni drehte sich auf der Türschwelle um und sah ihre schweigenden Kinder an. «Sie hat recht», bestätigte sie. «Das ist kein Donner; das ist Artillerie! Der Krieg ist da!»

Eleni hatte nie Krieg erlebt. Von frühester Kindheit an hatte sie jedoch von den glorreichen Heldentaten des Unabhängigkeitskrieges gegen die Türken im Jahre 1821 erzählen hören: von weißberockten *palikaria* mit ihren schwungvollen Schnauzbärten, Männern, die sich unter dem Banner «Freiheit oder Tod» mit trotzigem Liedern und blitzenden Augen in die Gefahr stürzten. Nur achtzig Kilometer weiter südlich, in Souli, hatten die Frauen ihre Kinder bei Zalongo in den Abgrund geworfen und waren dann, Hand in Hand wie bei einer Hochzeitsfeier, über den Rand der Klippe getanzt, hatten lieber den Tod auf den Felsen tief unten gewählt, als sich durch die Türken entehren zu lassen. Und jetzt war der Krieg, angekündigt vom Geschrei der Lambrini Fafouti, bis vor Elenis Türschwelle gekommen.

Kanta wußte nicht recht, was «Artillerie» war, doch bei dem Ton, in dem ihre Mutter das sagte, setzte sie sich plötzlich hin und ließ den Zopf fahren, den sie gerade flocht. Glykeria hüpfte wie wild vor Aufregung. In der Miene ihrer ältesten Tochter Olga entdeckte Eleni Angst und begriff, woran das Mädchen dachte. Seit dem Tod der Frauen von Souli mochten mehr als hundert Jahre vergangen sein, doch auch in einem griechischen Dorf von 1940 war es noch immer die Pflicht einer Frau, lieber den Tod zu wählen als die Entehrung.

Das Grollen der Kanonen wurde lauter. Eleni betrachtete das Foto von Christos in seinem verschnörkelten Messingrahmen auf dem Kaminsims und fragte sich, was er ihr wohl raten würde: hierzubleiben und das Haus zu schützen oder die Kinder zu nehmen und zu fliehen. Er blickte sie jedoch nur mit selbstgefälligem Lächeln an, mit seiner Goldrandbrille und der verwegenen Krawatte unterm Doppelkinn das Urbild eines vermögenden Mannes in einer vernünftigen, logischen Welt; keine Möglichkeit, von ihm einen Rat zu erhalten. Zwar konnte Eleni unmöglich wissen, wie zutreffend ihre Ahnung

war, aber sie spürte dennoch, daß dieser Krieg die letzte Verbindung zu ihrem Mann gekappt hatte.

Als Eleni die Kinder zu beruhigen suchte, kam Nitsa wie ein gedrungener schwarzer Bugsierdampfer, mit ihren zwei Ziegen und ihrem mageren, besorgt dreinblickenden Ehemann im Schlepptau, zum Tor hereingekeucht.

Abermals schepperte die Zuglocke am Tor, und als Eleni öffnete, stand da ihre hagere, vogelgesichtige Mutter, respektvoll Megali («die Alte») genannt, das schwarze Kopftuch von einer Öltuchkapuze geschützt. Hinter ihr kam Elenis Vater, der weißhaarige Müller Kitso Haidis, der ihre Schlafteppiche unter dem Arm trug.

Alle schrien durcheinander, diskutierten, was nun zu tun sei, und hielten immer wieder inne, um auf den fernen Schlachtenlärm zu lauschen. Schließlich legten sich alle zehn, Nitsa und Megali dem Feuer am nächsten, zum Schlafen auf den Fußboden rings um den Küchenherd, während draußen die ganze Nacht hindurch unregelmäßig und trocken Kanonen husteten.

Die dreitägige Unentschlossenheit endete, als ein Schäferjunge mit der Nachricht bei Eleni eintraf, daß die Italiener vorrückten. Die Dorfbewohner mußten fliehen.

Während Megali und Nitsa den Esel mit Brot und Käse beluden, wanderte Eleni durch die vier Zimmer des Hauses und streichelte die Luxusgegenstände, die Christos ihr im Laufe der Jahre mitgebracht hatte, Wunderdinge fürs ganze Dorf. Die Singer-Nähmaschine und das Grammophon mit dem Trichterlautsprecher waren zu groß zum Verstecken; die würden die Italiener zuallererst mitnehmen. Kleinere Gegenstände jedoch konnte sie in der hohlen Eiche hinter dem Haus verstecken. Sie nahm den goldenen, mit Minarets und Gärten gravierten Krug aus Konstantinopel und das irisierende türkische Kissen. Aus ihrer hölzernen Aussteuertruhe holte Eleni den Silberschmuck, die große Gürtelschnalle und den Brustschmuck. Zuallerletzt nahm sie noch Christos' messinggerahmte Fotografie und den Sandelholzkasten mit, in dem sie seine Briefe aufbewahrte.

Der schmale Bergpfad vor dem Tor, der zu den Höhlen weiter oben führte, war schon überfüllt von drängenden und rufenden Familien mit Ziegen, Lämmern und Eseln, die große Töpfe mit Essen sowie die regenbogenfarbenen, flauschigen Schlafteppiche trugen, die man *velenzes* nannte. Braungliedrige Kinder genossen lachend den

Aufstieg, die Erwachsenen fluchten, beschimpften sich gegenseitig, weil es ihnen zu langsam ging, und flehten Esel wie Großeltern an, sich doch zu beeilen; und ständig dröhnte Kanonendonner.

Nitsas Ehemann Andreas lud sich die zweijährige Fotini auf den Rücken. Nitsa band den kleinen Nikola in seiner Holzwiege mit dem runden Boden fest und packte sie auf Elenis Rücken, indem sie ihr einen Strick quer über den Oberkörper legte und dann um die Wiege herumzog und schließlich das Ende mit der Schlinge auf ihrer Brust verknüpfte.

Nicht einen Blick warf Eleni auf ihr Haus zurück, als sie sich in den Exodus einreihete, der sich den Berg hinaufbewegte. An der Quelle oberhalb ihres Hauses, an der sie täglich die Wasserfässer füllte, traf ein weiterer Flüchtlingsstrom, diesmal aus dem Mitteldorf, auf den Zug. Man mußte aufpassen, daß man nicht vom Pfad herunter- und über den Wegrand gestoßen wurde, so hektisch drängten die Menschen sich an der Mühle von Tassi Mitros vorbei nach oben.

Die menschliche Flut wogte bis zu einer Reihe kleinerer Höhlen im Fels oberhalb des Perivoli, nahe dem Eingang zur Schlucht, empor: die Frauen wie riesige schwarze Schnecken, tief gebeugt unter Wiegen, Bündeln von Töpfen und Schlafteppichen. Seit dem Heraufdämmern der Zeit hatten die Bergbewohner in diesen Höhlen Zuflucht vor Eroberern gesucht: vor Dorern, Illyrern, Römern, Goten, Franken, Bulgaren, Slawen und Türken, die alle zum Plündern und Morden über die Murgana gekommen waren. Mit einem atavistischen Selbsterhaltungstrieb suchten die Kinder jener, die überlebt hatten, nunmehr an demselben Ort Schutz.

Erschöpft vom Gewicht der Wiege, führte Eleni ihre Kinder in eine der überfüllten Höhlen, in denen es nach den vielen Körpern roch, nach Menschen, zu eng gedrängt, um sich hinlegen zu können, Menschen, die mit dem Rücken an die schwitzenden Felswände gelehnt saßen. Allmählich nahm das Tageslicht ab, und die Luft in der Höhle wurde vom Atem der Flüchtlinge erstickend.

Eleni betrachtete die undeutlichen Gesichter der Frauen um sich herum, die bekloffen dreinblickten, so weit entfernt von ihren sauberen Steinhäusern, den blankgefegten Fußböden und weißgestrichenen Wänden, und verängstigt waren, weil sie aus ihrer sorgsam geregelten Existenz gerissen und wie Laub im Wind hierher verschlagen worden waren.